

Gottesdienst zum Semesterschluss WS 07/08, 30.1.08, 19.00 Uhr, St. Nikolai

Predigt über Mk 6,1-6

Liebe Gemeinde,

seit einigen Jahren ist das Wörtchen „cool“ zum Modewort geworden. Die Helden der Unterhaltungsindustrie sind meist coole Typen, die immer einen kühlen Kopf behalten, die keine Schwäche kennen und immer siegen. Sie wissen stets, wie man den Gegner am Ende austricksen kann.

Cool zu sein – das prägt inzwischen nicht nur die Welt der Filme und Videoclips, sondern auch die Mode, das Schönheitsideal, viele persönliche Einstellungen im Leben. In vielen Situationen möchte man selbst ein cooler Typ sein und sich ebenso durch nichts erschüttern und verunsichern lassen.

Die großen Gestalten der Bibel sind keine coolen Typen. Man merkt es schon, dass die Bibel nicht in Hollywood geschrieben wurde. Denn die Geschichten, die hier erzählt werden, sind oft anders, dem wirklichen Leben viel ähnlicher:

- Elia, der kompromisslose Gottesstreiter, der uns unheimliche Kämpfer gegen heidnische Kulte und ein korruptes Königshaus, wird lebensmüde und will aufgeben.
- Paulus, der kluge Apostel, besitzt offenbar keine besondere Rednerbegabung und muss sich gegen Vorwürfe wehren, er würde durch seine ungenügende persönliche Ausstrahlung nicht die Vollmacht Christi repräsentieren.
- Und auch von vielen anderen – von Abraham, von Jakob, von Petrus – kennen wir deren Schwachstellen.

Die Helden der Bibel sind anders. Sie sind oft keine coolen Typen. Sie sind keine Kunstprodukte, sondern stammen aus dem wirklichen Leben. Und es gehört für mich zur besonders glaubwürdigen Seite der biblischen Texte, dass man Berichte von Situationen der Schwäche bei den Großen des Glaubens nicht im Laufe der Überlieferung getilgt hat, sondern dass sie man sie stehen gelassen hat.

Das gilt auch für das, was uns die Bibel von Jesus berichtet:

Text Mk 6,1-6

Auch Jesus wird hier sehr menschlich gezeigt, gar nicht cool. Wir erfahren etwas von seinem Beruf – er war Zimmermann wie sein Vater, von seinen Geschwistern, von seinem Elternhaus. Und wir hören etwas von der klein karierten Eifersucht, die in einem Nest wie Nazareth ebenso zu Hause war wie in mancher anderen Kleinstadt heute. Wir sehen, wie sich die Leute ärgern, dass einer von ihnen aus dem Rahmen fällt und über eine besondere Weisheit in der Schriftauslegung oder über eine besondere Kraft zum Helfen und Heilen verfügen will. „Woher soll der denn das haben? Wir kennen den doch, diesen Jesus. Der kann doch nicht mehr können als unsere Kinder auch. Wahrscheinlich ist es frommer Betrug, was hier passiert, Scharlatanerie, Wichtigtuerei!“

„Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland“, sagt Jesus nach dieser Erfahrung in seiner Heimatstadt. Der „Vaterlands“-Begriff hat eine ganz eigene Geschichte in Deutschland erlebt. Oft diente er zur nationalistischen Glorifizierung der Heimat. Wir haben ihn uns deshalb fast abgewöhnt – was er ja eigentlich nicht verdient hat. Hier steht er für etwas ganz anderes: für gebündeltes Misstrauen, für Ablehnung. „Heimat“ oder „Vaterland“ – das kann auch eng, kleinkariert und feindselig klingen, so wie in unserer Geschichte.

Und dann heißt es in ihr weiter: „Und er – Jesus – konnte dort nicht eine einzige Tat tun, außer dass er wenigen Kranken die Hände auflegte...“ Er konnte dort nicht eine einzige Tat tun – der Sohn Gottes. Er konnte nicht – der Messias. Wie peinlich. Er war offenbar wie gelähmt. Kein cooler Typ. Ein richtiger Held hätte vermutlich die Stimmen des Misstrauens durch ein massives Wunder ein für allemal zum Verstummen gebracht. Jesus aber „konnte dort nicht eine einzige Tat tun.“

Passt diese Geschichte, nach dem Bibelleseplan für den Morgen dieses Tages gedacht, in einen Gottesdienst am Semesterschluss? Hat sie denn gerade in einem solchen Kontext etwas zu sagen?

Ich denke: Ja, sie hat uns gerade hier, gerade in einer solchen Situation, etwas zu sagen. Sie hat uns etwas zu sagen im Blick auf unser Selbstbild und im Blick auf unser Gottesbild.

(1.) Zunächst zum Selbstbild.

In diesen Tagen geht wieder einmal ein Lebensabschnitt zu Ende: ein Semester, eine Zeit des Lernens und der Prüfungen, für manchen auch die Zeit des Studiums überhaupt mit dem Examen am Ende. Sie, liebe Studentinnen und Studenten, haben dabei auch mit sich selbst wieder wichtige Erfahrungen gesammelt – sicher gute, aber auch schwierige:

- Vermutlich sind Sie Neuem begegnet. Vielleicht wissen Sie jetzt in einem Gebiet viel besser Bescheid als vorher, und Sie haben eine sehr gute Note in der letzten Prüfung erhalten.
- Aber vielleicht sind Sie im Studium auch irgendwo tief verunsichert worden. Vielleicht sind Sie froh, dass das eine Seminar zu Ende ist, in dem Sie dauernd Angst hatten, etwas Falsches zu sagen. Oder vielleicht sind Sie in einer Prüfung eingebrochen, und Sie ärgern sich noch heute, dass Sie alles das, was Sie wussten, im entscheidenden Moment nicht sagen konnten. Sie waren nicht cool, jedenfalls nicht immer.

Es ist klar: Auch im Studium haben wir manchmal mit Situationen zu tun, die uns eher lähmen und hindern als fördern und ermutigen. Sie beginnen manchmal schon im Äußeren: Wenn die Plätze nicht reichen, um ordentlich zuhören und mitschreiben zu können. Aber sie betreffen vor allem das Innere: wie man seine Kommilitonen erlebt, die Dozentinnen und Dozenten, ob man ermutigt und geachtet wird, ob einem etwas zugetraut wird und ob man für Sie offen ist – oder man Ihnen eher mit Misstrauen, vielleicht gar Zynismus begegnet. Nazareth-Situationen gibt es überall, auch in Leipzig. Und sie enden dann meist damit, dass Menschen nicht das entfalten können, was in ihnen steckt, und dass ihnen in einer Prüfung nicht einfällt, was sie eigentlich wissen.

„Er konnte dort nicht eine einzige Tat tun“: Dieser kleine Satz in unserer Geschichte erzählt etwas unendlich Entlastendes: Es darf Situationen geben, in denen ich einmal nicht überlegen reagiere, in denen ich nicht alles zeigen kann, was ich draufhabe, Momente, in denen ich versage.

Menschen sind keine Maschinen, die auf Kopfdruck alles abspulen, wofür man sie irgendwann einmal programmiert hat. Sie sind kommunikative Wesen, begabt mit einem Sensorium der Wahrnehmung. Sie reagieren auf ihr Gegenüber. Sie brauchen, um dauerhaft etwas leisten zu können, auch eine bestimmte Atmosphäre, die ihnen gut tut.

Wenn Sie das an sich selbst – vielleicht gerade durch ein persönliches Versagen – erlebt haben, dann haben Sie nicht nur eine Schwäche an sich selbst wahrgenommen, sondern vielleicht gerade etwas von ihrem Menschsein, von ihrer Menschlichkeit, von einem Menschsein, das auch Jesu Leben geprägt hat.

„Er konnte dort nicht eine einzige Tat tun.“ Unsere Geschichte will uns befreien vom dem Zwang zur ständigen Stärke, zum immerwährenden Sieg. Sie will uns befreien von einem Selbstbild, das vielleicht tief in unsere Seele eingegraben ist, immer stark und vollkommen und unempfindlich-cool sein zu müssen.

(2.) Die Geschichte hat aber auch etwas mit unserem Gottesbild zu tun. Mit dem Gottesbild?

Von Gott ist hier zwar nicht direkt die Rede, wohl aber von dem Menschen, der am Wesen Gottes Anteil hat: von Jesus, dem Christus.

Indirekt erzählt unsere Geschichte damit von einem besonderen Gott:

- nicht von einem, der zur Projektionsfläche für alle menschlichen Sehnsüchte nach Stärke und Allmacht geworden ist,
- sondern von einem Gott, der anders ist: der nicht unempfindlich ist gegenüber Ablehnung, sondern empfindlich; der nicht cool seine Wunder tut, wenn andere ihm mit Hass begegnen, sondern der darauf sensibel reagiert.

Ganz schwach wird in dieser Geschichte schon etwas angedeutet von einem besonderen Gott,

- der sich gefangen nehmen lassen wird,
- der zusehen wird, wie die Jünger weglaufen und ihn verraten,
- der sich anspucken und foltern lassen wird und der nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wird,
- von einem Gott, der sich ans Kreuz nageln lassen und einen qualvollen Tod sterben wird.

Es ist ein besonderer Gott, von dem die Bibel erzählt. Das Symbol des Kreuzes hält zeichenartig diese besondere Seite Gottes, seine Verwundbarkeit, seine Hingabebereitschaft aus Liebe, seinen Weg in Leid und Tod fest.

Auch in diesem zu Ende gehenden Semester sind die Auseinandersetzungen im Blick auf das neue Hauptgebäude der Universität mit Aula und Kirche weiter gegangen. Der Stand der Bauarbeiten zeigt: Es werden nun Tatsachen geschaffen in Glas und Beton. Es ist – Gott sei

Dank – unstrittig, dass dabei ein Kirchenraum entstehen wird. Umstritten ist nur, wie und ob er vom Schiff, vom Aula-Bereich abgegrenzt und wie er ausgestaltet wird.

Bei allem Streit und bei aller Enttäuschung, die daraus oft erwächst, sollten wir dabei die Hauptsache nicht übersehen: Die neue Universität wird in ihrem Herzen einen Kirchenraum haben. Es wird ein Raum sein, in dessen Zentrum auf jeden Fall ein Kreuz, das Zeichen dieses besonderen Gottes stehen wird. Gehört das in eine Universität? Und wenn ja: Was bedeutet das im Zentrum einer Hochschule?

- Es wird in einer Universität, die natürlich auf hohe wissenschaftliche Leistung orientiert arbeiten muss, zugleich auf eine Grenze aller menschlichen Bewertungen und Bewertungsmaßstäbe verweisen.
- Es wird in einem Raum der harten Konkurrenz um Ansehen und Karriere, dort, wo Durchsetzungsvermögen und Stärke gefragt sind, auf eine noch wichtigere Lebensdimension verweisen, ohne die wir selbst und ohne die unsere Welt nicht existieren würden: auf die Dimension der Hingabe und Liebe.
- Es wird an einem zentralen Ort der hochkarätigen intellektuellen Debatten über Gott und die Welt dazu einladen, gelegentlich auch einmal still zu werden und zu schweigen, die Hände zu falten und Gott die Ehre zu geben.

Im neuen Zentrum unserer Universität wird nicht das Heldendenkmal eines martialischen Heerführers, eines fremden Fürsten aus grauer Vorzeit oder eines immer coolen Wissenschaftsmanagers unserer Tage stehen, sondern das Kreuz dieses besonderen Gottes, des Vaters Jesu Christi. Das ist eine Chance – nicht nur für den Universitätsgottesdienst oder die Theologische Fakultät, sondern für die ganze Universität. Denn wo dieses Zeichen gesehen und seine Botschaft gehört wird,

- dort können Menschen freikommen von Zwängen zur Vollkommenheit und Allmacht;
- dort werden die Kräfte ermutigt, die nach menschengerechten Wegen in modernen Großinstitutionen, auch in Forschung und Lehre einer Universität, suchen;
- dort wird man nicht nur nach dem Erfolg, sondern auch nach dem Sinn, nach den Chancen der Wissenschaft, aber auch nach ihren Grenzen fragen.

Liebe Gemeinde, Jesus ist kein cooler Typ. Weder in unserer Geschichte von heute noch in seinem weiteren Lebensweg. Er kann es nicht sein, weil kalte Unempfindlichkeit dem Wesen Gottes letztlich widerspricht. Luther hat für das Wesen Gottes ein ganz anderes Bild gebracht als das Modewort „cool“. Er hat einmal davon gesprochen, dass man sich Gott eher vorstellen sollte wie einen ganzen „Backofen voller Liebe“. Ich finde das ein tolles Bild: ein Backofen voller Liebe. In mancher alten Bäckerei kann man vielleicht noch einen solchen Ofen sehen, in dem alle möglichen Kostbarkeiten entstehen, und man sie schon riechen, dass einem das Wasser schon im Munde zusammen läuft. Von ihm, von Gott, geht kein cooler Kältestrom aus, sondern ein Wärmestrom der Hingabe und der Annahme.

Vielleicht waren unsere Erfahrungen nicht umsonst, wo wir etwas nicht konnten – so wie Jesus damals. Wo wir eingebrochen sind und schwach waren, nicht clever und cool. Es kann sein, dass man da erst so recht entdeckt, wie unendlich wichtig und wie unglaublich kostbar es ist, dass es nicht nur die Macht der kühlen Durchsetzungskraft gibt, auf die sich Menschen verlassen, sondern auch die Kraft, die aus dem „Backofen voller Liebe“ kommt.

Amen

Prof. Dr. Wolfgang Ratzmann